

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 231 (1958)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Schwarzenburgerland

Erste Siedler

In irgendeinem der vorchristlichen Jahrhunderte brachen sie auf ins Gebirg, diese Walchen oder Welschen, die die römischen Schriftsteller mit dem Namen Celtae oder Galli bezeichneten. Sie hatten die günstigen Zeichen am Himmel erkannt, dem Sonnengott geopfert, und nun zogen sie südwärts mit Waffen und Gerät, mit Schürsen und Dreifuß. Sie und da klorrte eine Kesselfette, oder es bligte im frühen Tageschein das Langschwert eines rotblonden Kriegers. Die Pferde stuhnten und hemmten den Lauf, wenn es wieder so jäh in einen Graben hinunterging, und die Hunde bellten und scheuten das Wildwasser. Aber die Zeichen standen günstig, und der große Velenus und die wilde Nemetona schückten die Pfadfinder und geleiteten sie sicher in immer tiefere Wildnis. So wenigstens hatten es die Druiden, die Hochweisen, verkündet, und wozu sonst hätte man die zwölf Jünglinge geopfert, die Blüte des Stammes?

Aber stets unwegsamer wurde das Gebiet, wilder die Klüfte, und schließlich gebot die Bergwand dem kühnen Zügeln Halt. Nein, es ging nicht nach Süden. Das Land der wärmeren Sonne lag so fern als je. Umkehren? Fand man hier nicht die Spur des Hirschs und Ebers? Und auf die Jagd verstanden sich die Rotblonden. Sie erspähten den Fuchsbau, ihr Pfeil traf den Vogel im Flug. Und spendete nicht der ungestüme Fluß Karpfen und blaue Forellen? So blieb man. Aus Zweigwerk und Erde erbaute man ein paar Hütten, irgendein Wall oder Verhau schückte die Siedler vor streifenden Kriegercharen und beutesuchendem Wild.

Am jungschäumenden Bergfluß aber verehrten die Walbläuser die Göttin des Hochlands, Sansuna, die Mächtige, die UngeStüme. Hier nehten sie die vom Kampf heiße Stirn, wuschen die wanderermüden Glieder. Vom „Gantrost“ stürzte das Wildwasser herunter, von jener selten betretenen Hochalp mitten in Fels und Geröll...

Der Adler der Legionen

Es begann mit Cäsar, der auf dem rechten Genferseeufer die julische Reiterkolonie, Colonia Julia Equestris, gründete. Eine römische Besatzung,

stramm eingeübt im militärischen Dienst, kontrollierte jezt den südwestlichen Zipfel des helvetischen Landes, und bald legte der Statthalter Galliens, Lucius Munatius Plancus, neue Mannschaften ins rauratische Gebiet, um von Augusta Rauracorum, dem heutigen Augst, aus den Völkerweg der Burgundischen Pforte sorgsam zu überwachen. Die beiden Kolonien wirkten wie zwei Eckpfeiler. Sie deckten die Hauptstraßen nach Gallien hinaus, und es blieb nur noch eine Frage der Zeit, daß das Glacis zwischen Jura und Alpen dem römischen Adler gehorchte.

Ein Netz von Straßen legte sich durch die lateinische Schweiz. Von Pferdestationen begleitet, zog sich vom Jupiterberg und Leman die Reichsstraße in nordöstlicher Richtung nach Vindonissa, indem sie der breiten Senke der Broje und Aare folgte. Mancherlei Parallelstraßen liefen nebenher. Einige drunten im mehr offenen Gelände, andere eingebettet ins hügelreiche Voralpenland. Ein solcher Seitenstrang führte von Aventicum im Waadtland ins freiburgische Gebiet. Er querte Sense und Schwarzwasser und führte den Reisenden hinüber in die Täler der obern Aare und Gürbe. Er brachte Menschen in das vom Verkehr abgelegene Gebiet, Händler und ausgediente Legionäre, Kleinrentner vielleicht, tüchtige Bauern.

Siedlungen entstanden, Kask- oder besser: Kastellstätten an der heutigen Straße von Schwarzenburg nach Guggisberg, Alus – ein altes Clausa – im untern Kohlgraben, Granegg auf dem kleinen Plateau zwischen dem Schwarzwasser und dem Lindenbacheinschnitt. In Elisried berichtet die Überlieferung von einer alten „Römergasse“, und weiter südlich auf dem Hof Rümlißberg erhärten Mauerreste, Funde von Töpferwaren und Ziegelfragmente die schon im Ortsnamen erhaltene Erinnerung an eine römische Niederlassung. Es gab vielleicht schon damals zwei Übergänge über die Sense, einen vermutlich beim Thorensteg, einen zweiten weiter oben in der Gegend von Guggersbach.

Einzug der Burgundionen

Das war eine weite Reise, eine lange Kreuz- und Quersahrt. Aus Burgundarholm, einer Insel in der Ostsee, kamen die Reden, die Berglands-



Blick vom Guggershörnli gegen Schwarzenburg

Photo Hans Reusen, Bern

söhne. „Bergländer“, das ist ihr eigentlicher Name, und „Bergland“ hießen sie den Felsen im Meer, von dem aus sie ihre Wanderung antraten auf unsicherem Boot, in ebenso unsicherer wie wegloser Wüßtnis. Etappenweise rückten sie vor, nach Pommern und Schleswig und an den obern Main, und eines Tages traten sie mit den Römern in Verbindung, stellten ihnen Hilfstruppen und lernten das Christentum kennen.

Ätius, der Steurer des Reichs, spielte ihnen übel mit und siedelte den Rest des Volkes in der Sapaudia unter den römischen Grundbesitzern an. Hier wechselten sie zur romanischen Sprache und Lebensart. Sie sandten geschickte Unterhändler zu den andern germanischen Wanderstämmen und rüsteten Pioniere aus, die sich auf der schweizerischen Hochebene haushäblich niederließen. Einige dieser blauäugigen Blondschöpfe drangen ins Sensegebiet, fanden Bohnraum und gründeten Heimstätten. Das Totenfeld von Brünnen bei Elisried gab 99 Gräber frei, reihenweise geordnet und von Westen nach Osten orientiert. Drei Vornehme waren in Sarkophagen bestattet worden, andere lagen in Gruben, die von Tuffsteinbrocken und Kieselsteinen eingefast wurden. Beigaben aller Art sollten den Abgeschiedenen die Reise ins Totenreich angenehmer gestalten. Die einen besaßen silberbeschlagene Gürtelschnallen, andere kostbare Ohr- und Fingerringe, Broschen und Kolliers. Es finden sich Symbole auf diesen Schmuckstücken: Kreuz und Fisch, die ewigen Embleme christlicher Glaubensstreue. Nicht allein was die aufgeworfene Erde an den Tag bringt, legt geschichtliches Zeugnis ab. Dem kundigen Auge verrät auch das Siedlungsbild burgundischen Einfluß. Dies gilt ganz besonders für Schwarzenburg, den heutigen Mittelpunkt des Amtes. Hier entstand früh ein Hausendorf, dessen gedrängte Anlage dem Ort die fast städtische Anordnung der Häuser und Straßenzüge verlieh, auf die immer wieder Geographen und Historiker aufmerksam machten. Burgundischen Einschlag zeigt auch das alte, niedrig gebaute Langhaus, das mehr und mehr aus der Landschaft verschwindet. Auch manche Ortsnamen gehen auf diese frühen Siedler zurück, und nicht zuletzt deutet der heilige Mauritius, der Schutzpatron der Guggisberger Kirche, auf westliche Herkunft.

Die Alemannen

„Alamanni“ nannte der Kaiser Caracalla die Barbaren, mit denen er im Jahre 213 am Main zusammenstieß. „Alamanni“, dieser Name ist ihnen geblieben. Er wurde zum Kampfruf, er verbreitete sich durch Helvetien, lähmend und furchteinjagend. „Alamanni!“ Der Name hatte nicht bessern Klang als später der der Hunnen, als Attila mit seinen Mongolen Dörfer und Städte verbrannte.

Es war ein schlechter Winter für die Römer. Die Söldner von Augusta Raurica murrten und streiften. Rings fiel der römische Festungsgürtel dem germanischen Ansturm anheim. Die Bankiers in Aventicum packten ihr Gold zusammen, und die Willenbewohner flüchteten hinter die letzten sichern Mauern der Stadt. Der Wanderstrom ergoß sich über das Land, hier ein kriegerischer Haufe, ein todbringender Keil, dort ein Trüpplein Nachschubler, friedsam und mit fahrendem Gepäc. Da saßen noch Römer und hier schon Burgunder, und überall begann ein Feilschen um den Platz, ein Markten und Weiben, ein Kampf der neuen und alten Götter.

In der östlichen Schweiz blieben die Alemannen siegreich. Von den Hauptflußtälern drangen sie ins Hügelland ein, von der Aare zur Emme, zur Saane und Senfe. Eine ungesellige „Grenzwüste“ dehnte sich im Aechtland aus. Hier herrschten Wald und Weide vor, und es dauerte lange Zeit, bis die Wodansöhne in diesem Hochrevier den Boden äscherten und ihre Pfähle einschlugen. Sie hatten damals bereits ihre Unabhängigkeit verloren und mußten dem merowingischen König Theudebert Heerfolge leisten. Die Franken setzten ihnen ihre politischen Oberhäupter ein. Aber das Gebiet von Schwarzenburg und Guggisberg breitete sich der Einzelhof aus. Das „Höihus“ mit seinem kühn aufragenden Firß ersetzte mehr und mehr den burgundischen Langbau, und in jenen unsichern Jahrhunderten entstanden wahrscheinlich all die Befestigungen am tiefeingefressenen Sensefluß, an die noch Orte und Namen wie Thörishaus, Toren und Torenbrücke, Torhalle und das heute verschwundene, urkundlich aber bezeugte „Thoringesperin“ erinnern. Diese Befestigungen bestanden wohl aus Erdaufwürfen, burgartigen



Aquarell von C. Meibei, 1771–1846

Ansicht von Schwarzenburg um 1800

Im Mittelgrund das Dorf Schwarzenburg mit dem markanten Schloß, im Hintergrund rechts die Kirche von Walsfern

Wällen und torähnlichen Wehrbauten, die im sprachlich-topographischen Ausdruck bis auf die Gegenwart fortleben.

Viele der Ortsnamen im Schwarzenburgerland lassen auf die mühsame Rodungsarbeit schließen, der sich die Alemannen unterwarfen. Alle die Schwendi und Holz, die Rütli und Ried und Gschneit gehören zu dieser Gruppe. Hier hat man mit unzähligen Arthieben ein Geviert aus dem Wald geschlagen, eine Matte, einen Acker, eine Weid, und so nennt sich der neue Hof einfach „Matte“ oder „Acker“ oder „Weid“. Vielleicht ist der Boden sandig, und so nennt man das Wirtschaftsgut „Sandacker“, vielleicht finden die Kühe ein saftiges Futter, und die „Weid“ wird zur „Rühweid“, das „Moos“ zum „Rühmoos“. Auch Bergformen spiegeln sich im alemannischen Ortsnamenschatz. Da gibt es Höfe und Hofgruppen auf „Berg“ und „Egg“ und „Bühl“, auf „Hubel“, „Stuß“ und „Rain“. Dort, jene höfbeckrönte Ruppe ist der „Abnit“, und dieses abseitige Haus am Waldrand nennt man „Arachen“. Am Steilabfall zur Sense breiten die behäbigen Güter vom „Rahensteig“ sich aus, und da am Muldenrand nicht fern vom Fluß liegt einsam ein Gehöft mit Namen „Wanne“.

Allmenden

Die stärkere Besiedlung der Landschaft brachte eine immer weitere Verteilung von Grund und Boden. Dies erforderte eine klare Auscheidung der Besitzrechte des einzelnen von denen der Dorfschaft. Was an Weide und Wald außerhalb eines Dorfes lag, das gehörte als Allmend oder Allmende allen Genossen der Mark. Im offenen Wald holte jeder sein Nutz- und Bauholz. Hier sammelte er sein Brennmaterial und seine Streue, und unter den mächtigen Eichenstämmen schnüffelten seine Schweine herum. Draußen auf dem Weidgrund graste sein Vieh. Da lagerte der Hirt am knisternden Feuer, getreulich das Wächteramt dem Hüterhunde überlassend. Die größten Dorfallmenden waren die von Schwarzenburg, Elisried und Abligen. Sie litten unter dem immer regern Zustrom von Neusiedlern in die Dorfmarken, schmälerten doch die frisch Angekommenen die alteingesessenen Bauern im hergebrachten Recht. Vergeblich knüpfte man die Nutzungsberechtigung an ein Einzugsgeld. Die Nachfrage dauerte an,

und so versuchten die Gemeindeväter die Allmend zu schließen. Die Grabenallmend am Laubbach blieb sechzehn Höfen vorbehalten, und die Weide von Heßelschwendli wurde durch einen „Senzbrief“ in 27 Rinderrechte eingeteilt.

Platz, unendlich viel Platz gab es eigentlich nur in der großen „Landesallmende“. Sie lag im südlichen Teile der Landschaft und entstand wohl schon in früher germanischer Zeit. Ihre Waldgründe erstreckten sich auf beiden Seiten der „Egg“, jenes von Pfeife und Seelibühl überragten Massivs. Im Westen begrenzte die Sense, im Osten das Schwarzwasser das pfadlose Revier. Die Landleute betrachteten diesen Berg als freies Eigen. Hier fällten sie die stolzen Hochwaldstämme. Sie reuteten und legten Weiden an. So entstand nach und nach, besonders auf der sonnenwarmen Südseite ein herrliches Alprevier. Doch während die Mehrzahl der Landleute die Egg in gemeinsamer Nutzung bewirtschaftete, rodeten andere rücksichtslos ganze Stücke aus dem Bergwald aus und beanspruchten die neuen Weidetriften als ihr Privateigentum. So bildete sich mit der Zeit eine Höhenzone von „Vorsassen“, die der allgemeinen Nutzung verloren ging, bald aber von der Obrigkeit, als der ursprünglichen Eigentümerin des herrenlosen Landes, mit Abgaben belegt wurde.

Es gab noch andere Eingriffe. Das waren die behördlichen Bewilligungen, auf Grund deren seit dem 16. Jahrhundert den Landarmen am Heu- und Laubbach eine Anzahl Haus- und Gartenplätze abgetreten wurde, so daß hier allmählich verschiedene „Allmenddörfchen“, wie Plötsch und Laubbach, Heubach und Stößen, Ried- und Bundsacker, entstanden, die Sammelorte eines bunt zusammengewürfelten Völkchens, ein „Paradies der Zigeuner“, wie einst ein Durchreisender sagte.

Spät drangen die Sennen in die Ödnis am oberen Senselauf ein. Einige mögen den Talweg genommen haben, andere stiegen, dem Rothen- und Dürrtannenbache folgend, von der Egg an den kalten Fluß hinunter. Sie stürzten die pfeilgeraden Tannen, sägten und zimmerten, und bald entstand hier auf noch unberührtem Gemein- grund ein neues kleines Dorf, der Sangernboden. Endlich im 19. Jahrhundert teilte die Regierung den Rest der finstern Hochwälder unter die Gemeinden der Landschaft auf.

Die Feste Grasburg

Die Ausbildung des Lehenwesens und der aufkommende Reiterdienst der fränkisch-karolingischen Zeit förderten in unserm Lande den Burgenbau. Die großen und kleinen Vasallen des Königs errichteten sich jezt ihre Wehranlagen, ringgeschützte Wohntürme, von denen aus sie die umgebende Landschaft beherrschten. Nicht alle waren aus Stein gebaut. Oft genügte ein festes Blockhaus auf einer Bodenerhebung, ein Geviert aus starken Tannenstämmen mitten auf einem grabenumzogenen kleinen Plateau. So mag die einstige Feste von Schwarzenburg wohl ausgesehen haben, die vielleicht von ihrem dunklen Gebälk den Namen trug und unserer Zeit vererbte. Zerfallen ist auch der Sitz der Helfenstein auf steilem Senseufer, und bloß ein paar Topfscherben und Dachnägel und eine verlassene Feuerstelle erinnern an den Wehrbau auf dem Helfenberg. Auf der Felsenzunge zwischen Schwarzwasser und der Höhle des Lindnbaches finden sich die spärlichen Spuren der alten Granegg: eine Wegserpentine, eine zisternenartige Erdvertiefung, ein stark verwischter Grabeneinschnitt. Aber dem Zusammenfluß von Schwarzwasser und Sense wehrte die Riedburg den Paß, und auf den Schönfelsflühen brach der bernische Freiharft im Gümnenekrieg das feindliche Raubritterneß.

Mitten in diesem Kranz von Türmen und wehrhaften Bauten thronte hoch über einer Schleife des Senseflusses die stolze Grasburg. Die Sage bringt sie mit einem Römer namens Crassus in Verbindung, mit einem kühnen Drachentöter, gleich dem, den oben in der Burgkapelle die ritterliche Familie gläubig verehrte. Wahrscheinlich befand sich auf dem grabbewachsenen Felsrücken seit uralter Zeit ein Refugium, ein Sicherheitsplatz, den die Bauern in Augenblicken der Gefahr mit Mensch und Vieh und fahrender Habe aufzusuchen pflegten.

Als das Schwarzwassergebiet fränkisches Reichsland geworden war, saß hier auf dem hohen Felsplateau der königliche Verwalter. Mit ihm war der heilige Georg, der Schutzpatron der Ritter und Kriegerleute, auf den Berg gezogen. In seinem Namen rückte die bewaffnete Mannschaft aus, sorgte der karolingische Beamte für Recht und

Ordnung. Es scheint fast, daß erst die Herrscher des burgundischen Königreichs die frühere „villa“ oder „curia“ zur eigentlichen Burg ausgebaut haben. Es geschah ohne Zweifel gleichzeitig mit der Befestigung von Murten und Laupen, lebten doch Alemannen und Burgunder vielfach entzweit und zeichnete sich eine neue Gefahr im Osten ab: der stürmische Einfall der Ungarn.

Die Herzoge von Zähringen als Rektoren von Burgund erweiterten später die an das Reich gekommene Landwarte. Der bewehrte Platz sollte vor allem den Verbindungsweg von Thun nach Freiburg sichern und die Berner von Süden her schützen. Der vordere Turm wird in dieser Zeit erneuert, und ebenso wird damals der Palas, der Hauptbau der hintern Burg, errichtet worden sein. Wahrscheinlich sicherten die Zähringer die Burg durch zahlreiche kleinere Wehrbauten, deren wir oben bereits gedacht haben. Sie siedelten zuverlässige Rittergeschlechter in der Gegend an, unter denen einige vielleicht aus süddeutschen Gauen stammten. Fünf Jahre nach dem Tode Herzog Berchtolds V. tritt ein Dominus Otto de Grasburg urkundlich hervor. Er gehörte einem ritterlichen Geschlechte an, das offenbar im Namen des Reichsvogtes die Grasburg und das umliegende Gebiet verwaltete. Bald sehen wir die nach der Feste benannte Schultheißenwürde in Händen eines einflußreichen Berner Burgers, der vielleicht mit jenen Rittern in verwandtschaftlicher Beziehung stand.

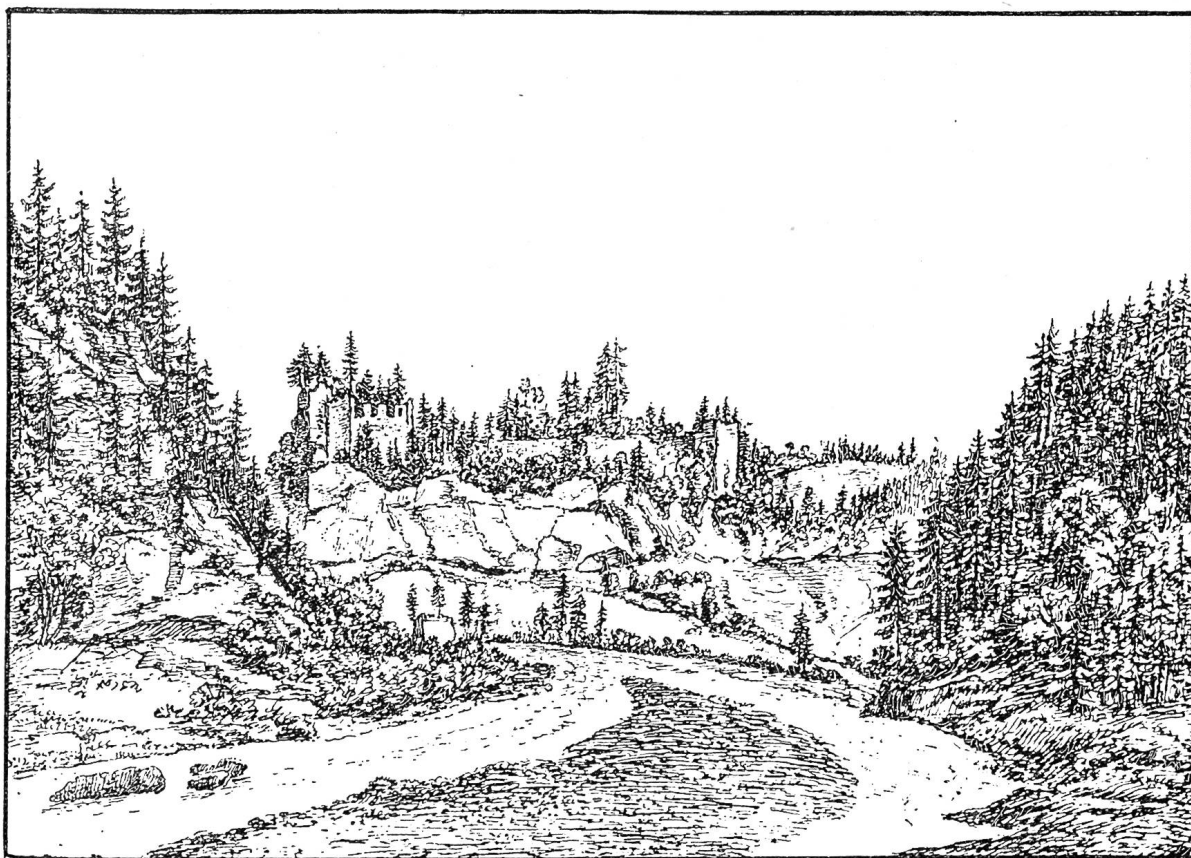
Im Kampf der Staufer und Welfen ging die Grasburg dem Reiche verloren. Hartmann der Jüngere von Riburg setzte sich auf dem Sensefelsen fest, und ihm folgte Rudolf von Habsburg. Diesem warf 1265 Graf Peter von Savoyen den Fehdehandschuh hin. Er berannte Gümnenen und Laupen und zog vor die Grasburg. Rudolf aber blieb Sieger. Weitherum bewunderte man seine Kraft, seine Geschicklichkeit, sein kühnes Draufgängertum. Keinen bessern König konnte man wählen, um dem Faustrecht ein Ende zu setzen. So wurde die Grasburg wieder reichsfrei, und vergeblich versuchten die Savoyer, sie in bleibenden Besitz zu bringen. Vergeblich? König Heinrich VII. war ein frommer Mann. Aus den Händen des Papstes wünschte er, altem Herkommen gemäß, die kaiserliche Krone zu empfangen. Um

für den geplanten Italienzug bei den westschweizerischen Baronen willige Dienste zu finden, verpfändete er einige reichsfreie Gebiete im Bernerland. Erst das Oberhasli, dann Stadt und Feste Laupen, schließlich die Grasburg. Für etwas mehr als zweitausend Lausanner Pfunde gelangte sie auf friedlichem Wege an das Haus Savoyen zurück. Aus den Zolleingängen von Billeneuve und andern Quellen verschaffte sich Graf Amadeus V. das Kaufgeld. Das Reich löste die Festung nicht wieder ein, und so blieb sie, von wenigen Unterbrüchen abgesehen, über hundert Jahre im Besitze des welschen Dynastengeschlechtes. 1423 übergab Amadeus VIII. die baufällig gewordene Burg mit samt der Herrschaft im Schwarzenburgischen

Land „seinen lieben Freunden und teuren Bundesgenossen, den Schultheissen, Räten und Gemeinden der Städte Bern und Freiburg“ gemeinsam und zu gleichen Teilen um sechstausend französischen Goldtaler.

Bernisch-freiburgische Zweiherrschaft

Politisch Ding, ein garstig Ding! Die Späzen sangen's auf den Dächern, jeder Säugling wußte Bescheid. Gewiß, die beiden Städte waren freundschaftlich verbunden. Sie hatten sich schon früher freundschaftlich geeinigt, daß kein Ort „sunder erlauben“ des andern die Herrschaft Grasburg kaufen oder als Pfand annehmen dürfe. Weder die Bürger an der Aare noch die an der Saane



Ansicht der Grasburg im Jahre 1804

Federzeichnung von E. Zimmer

wollten ihren Verbündeten die wichtige Flankenstellung als alleinigen Besitz überlassen. So kam es zur Zweiherrschaft.

Was Bern und Freiburg erhielten, war ungefähr folgendes: die Militärgewalt und Gerichtsbarkeit im Bezirk zwischen Sense und Schwarzwasser; die Vogteirechte über die Angehörigen der Herrschaft; grundherrliche Rechte über das Schloß und die zugehörigen Grundstücke. Turnusgemäß sandte jede Stadt oder „Alternativ-Obrigkeit“ für je fünf Jahre einen Landvogt auf die Grasburg. Man sah gemeinsame Konferenzen zur Besprechung der Geschäfte vor und sogar ein Schiedsgericht zur Erledigung von Streitigkeiten.

Das hinderte nicht, daß sich die gegenseitigen Beziehungen plötzlich verschlechterten. Mißstimmigkeiten entstanden. Die Freiburger erschlugen in einer Schenke den streitsuchenden Berner Scharfrichter, der 1444 die Besatzung von Greifensee hingerichtet hatte. Zwischen den Wippingen von Freiburg und den Ringoltingen von Bern zog sich ein hartnäckiger Erbschaftsstreit hin. Die Berner befürchteten freiburgische Umtriebe im empörten Saanen und durchkreuzten die Pläne der Nachbarstadt im Wallis. Schließlich zogen sie an der Seite Savoyens in einen wenig ruhmreichen Krieg.

Die Stadt eröffnete die Feindseligkeiten mit einem Schlag gegen die Grasburg, auf der gerade ein freiburgischer Vogt saß. Die Untertanen wurden in Eid genommen, im bernfreundlichen Schwarzenburg und Guggisberg herrschten Jubel und Freude. Drunten im Unterland kam der bernische Anmarsch zum Stehen. Freiburg wehrte den Stoß ab, mußte aber zusehen, wie die bernische Mannschaft nach der grausamen Sitte jener Zeit Dörfer und Gehöfte überfiel, Wehrlose gefangen nahm und die Bauern ausplünderte. So entschloß es sich zu einem Vergeltungszug. In der Nacht zum 28. März 1448 erstiegen gegen zweitausend Mann auf Leitern die unzugänglichen Senseschluchten. Im Handstreich nahmen sie die Grasburg, erschlugen die Besatzung und warfen die Brandfackel nach Schwarzenburg und Guggisberg. Früh im Morgen verriet die Röte am Himmel den Bewohnern des Aaretals die blutige Nacht. Nun legten sich die Berner in den Hinterhalt, paßten im Galterntal auf den heimkehrenden Feind und stürzten sich wie Berserker auf ihn.

Mit wechselndem Erfolge zog der Krieg sich hin, bis es den Boten der Eidgenossen gelang, die Parteien in Murten zusammenzubringen. Freiburg schied im Frieden aus der Mitherrschaft auf der Grasburg aus. Als aber sechs Jahre später das alte Burgrecht zwischen Bern und Freiburg erneuert wurde, nahmen die Bürger der Aarestadt ihre westlichen Nachbarn „zu bezeugung alter eydtgenössischer wohlmeinenheit“ wieder in die Landvogtei über Schwarzenburg auf. Es wurde leider kein schriftlicher Vertrag ausgefertigt, ein Mangel, der einen endlosen Konflikt heraufbeschwor.

Als 1573 die beiden Orte dem ehrbaren Gilg Spycher von Schwarzenburg „Hushofstatt und Boumgarten“ abkauften und ein Amtschloß errichten ließen, da nahmen sie die „mißhöl und mißverständnuß“ mit in den neuen Bau. Sie konferenzten und tagten und brachten die Angelegenheit vor die eidgenössischen Stände, die den „Fall“ wiederum einem „besondern Auschuß“ unterbreiten ließen. Bern gab in einigen Teilen nach, war aber nicht gewillt, seine Privilegien sämtlich preiszugeben. Es behielt sich vor, in Religionsfachen zu gebieten und zu verbieten, und wachte darüber, daß in Schwarzenburg das bernische Stadtrecht galt. Auch die Einsetzung in die verschiedenen Ämter der Landschaft sah es als sein Vorrecht an. Es bestimmte Münze, Maß und Gewicht.

Die Einheitsverfassung der Helvetik hob frühere Ungerechtigkeiten auf. Sie beseitigte den Unterschied zwischen Untertanen und selbstherrlichen Ständen und führte die Rechtsgleichheit ein. Die Landschaft Schwarzenburg wurde zu Freiburg geschlagen. Die Landleute klagten. Bernische Art hatte sie geprägt, war ihnen seit Generationen vertraut. Sie wandten sich an Itäl Reding, den neuen Statthalter, und schließlich wurden ihre Bitten von der obersten Behörde erhört. Die Schwarzenburger bekamen seit 1803 eine Reihe bernischer Oberamtswänner und verwuchsen, mancher Krise ungeachtet, immer stärker mit der Hauptstadt und ihren neuen Brüdern in den einzelnen Teilen des Kantons.

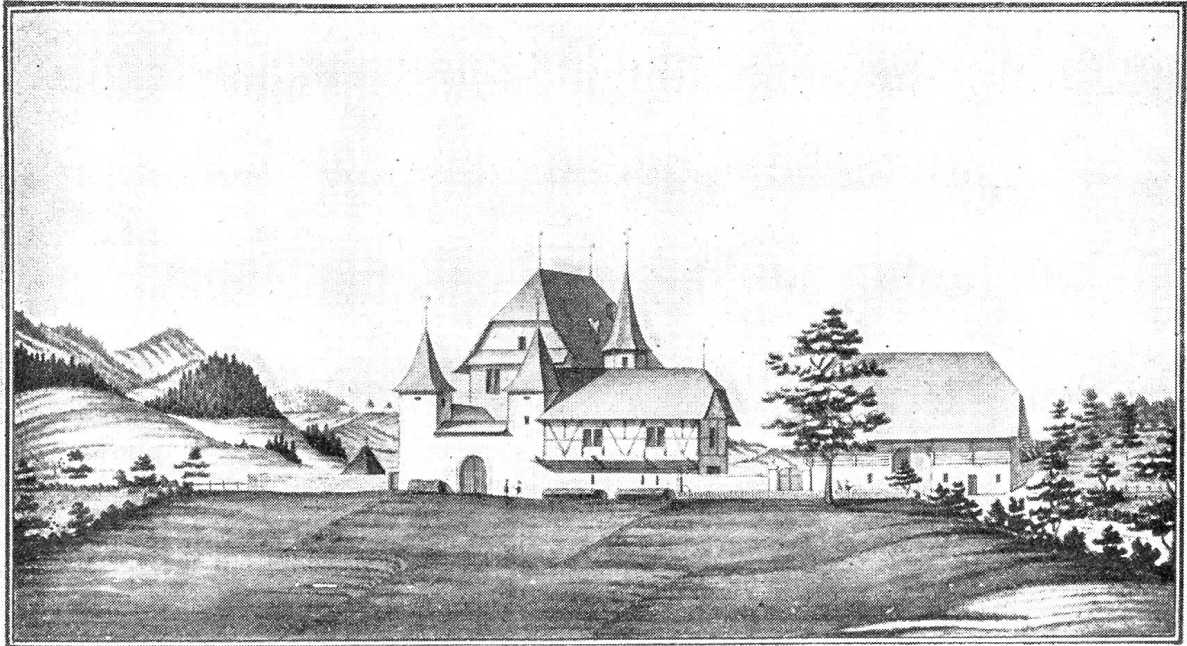
Recht und Verwaltung

Die Landschaft Schwarzenburg bildete keine einheitliche Landsgemeinde, an deren Spitze, wie

in den Waldstätten, ein Landammann stand. Die Männer an der Sense traten vielmehr in zwei verschiedenen Gemeinden oder „Gewalten“ zur Beratung der öffentlichen Angelegenheiten und zum Rechtspruch zusammen. Jede der beiden Gerichtsgemeinden wahrte sorgsam nach außen eine gewisse Selbständigkeit. Sie waren möglicherweise aus alemannischen Hundertschaften hervorgegan-

verlorene Reichsunmittelbarkeit wieder zu gewinnen.

Die untere Gemeinde erstreckte sich über das Gebiet von Schwarzenburg, Wählern und Abligen, welches letzteres allerdings nur in Sachen des Gerichts dem Verbande angeschlossen war. Die beiden genossenschaftlichen Organisationen besaßen je ihren eigenen Ammann und Weibel und ihr



Ansicht des Schlosses von Schwarzenburg um 1787

Nach einem Aquarell von C. von Sinner, im Historischen Museum Bern

gen, aus Schwurvereinen, die eine bestimmte Gruppe von Höfen unter sich verbanden.

Die „obere Gewalt“ von „Unterwässern“ umfaßte „die Iantlüt gemeinlich von Guggisberg“ samt den Anstößern von Rüschegg und schloß bereits 1330 mit der Stadt Bern ein Bündnis ab, in dem sie versprach, „der gemeind von Berne... ze ratenne und ze helfenne“ und niemand ihr vorzuziehen „want daz heilig röemisch rhyche“. Die Guggisberger verzichteten auf Gegenleistungen. Die Landschaft war damals an die Familie Düringen von Freiburg verpfändet, und vielleicht hofften die Bauern der oberen Gewalt, mit Hilfe Berns die

eigenes Gericht in Schwarzenburg und Guggisberg. Vielleicht waren sie einmal in den Besitz des Blutbanns gekommen und durften Urteil sprechen über Leib und Leben. Früh jedoch geriet die hohe Gerichtsbarkeit unter bernischen Einfluß. Schon aus dem Jahre 1423 vernehmen wir, daß die Landleute „von alter her“ (also bereits in savonischer Zeit) mit ihren Urteilen „für unsern ratt“ (von Bern) zogen. Mit andern Worten: die Landschaft stellte sich unter das Stadtrecht. In diesem Rechtsbrauch wurzelt denn auch Berns Anspruch auf eine bevorrechtete Stellung im Kondominium, in der Zueiherrschaft mit Freiburg.

Mit der Zeit nahmen die obrigkeitlichen Befugnisse zu. Dem Landvogt, dem höchsten Verwaltungsbeamten, stand ein Landschreiber zur Seite, der – unter Übergehung Freiburgs – durch den Schulheizen und Rat der Stadt Bern gewählt wurde. Die Unteramtleute waren ursprünglich genossenschaftliche Beamte der beiden Gerichtsgemeinden. Sie vertraten die Rechte der Landschaft gegenüber der landesherrlichen Gewalt und entstammten dem Kreis der Dorfgenoßen. Die eine Gemeinde stellte den Statthalter, der den Landvogt vertrat und in Schwarzenburg und Guggisberg die Gerichte präsiidierte, aus der andern wurde der Landvenner gewählt, ein Mittler in allen Streitfällen zwischen Obrigkeit und Untertan. Seit dem 15. Jahrhundert lag die Bestätigung dieser Gemeindebeamtungen in Händen des Rates und der Stadt Bern, die zwar das Herkommen ehrten, sich selbst aber die letzte Entscheidung vorbehielten.

Kirchliche Verhältnisse

Der Gliederung in die beiden politischen Gemeinden entsprach früher auch die kirchliche Einteilung. Mbligen gehörte bis zur Reformation in den Sprengel von Überstorf im Freiburgischen, wurde dann zu Wahlern geschlagen und schließlich zum eigenen Kirchspiel erhoben. Das gleiche gilt für Rüschegg. Die Egg- und Schachenbauern wanderten bis ins 19. Jahrhundert jeden Sonntag zur Kirche von Guggisberg. 1812 bauten sie ihr eigenes, von einem Helfer bedientes Gotteshaus, und erst 1860 verwandelte man die geistliche Filiale in eine selbständige Kirchengemeinde.

Die Kirche von Guggisberg wird 1148 in einer Bulle Papst Eugens III. erwähnt. Die Einsetzung des Geistlichen stand dem Kloster Rüeggisberg, später dem Berner Vinzenzenstift zu. Wir wissen nicht, wann hier auf der Anhöhe zum ersten Male der altgermanische Naturkult durch die Botschaft des Evangeliums abgelöst wurde. Vielleicht drang der Glaube an den allmächtigen und unsichtbaren Gott sanft und unmerklich in die Gemüter der Waldbauern ein, vielleicht kam es zu gewaltigen Auseinandersetzungen und Parteiungen. Es ist auch möglich, daß die Alemannen im biblischen Heiland oder Heliand einfach einen ihrer Reden erblickten, irgendeinen vornehmen Gaukönig, einen Guttäter und Bekämpfer der dunklen Mächte.

In der Reformation kam es von neuem zum Umbruch. Der Altar des Mauritius verschwand, und anstelle des Bilderdienstes, des Heiligen- und Marienglaubens trat die Botschaft vom reinen Wort, wie Luther und Zwingli sie lehrten. Nicht alle machten mit, und wer beim alten Glauben verblieb, durfte im „Gebeinhaus“ der Messe beiwohnen und dem katholischen Ritus folgen. Vielleicht zog es der eine oder andere vor, sich auf dem freiburgischen Senseufer anzusiedeln und in der neuen Kirche von Plaffeien (Planfayon) Trost und Erbauung zu holen.

Auch in der Rildhermatt bei Schwarzenburg verehrten vermutlich die eingewanderten Germanen ihre heimatlichen Götter. Der Flurname „uf der Chapele“ weist auf eine verschwundene Betstätte hin, die jedenfalls älter war als die in einem eigentümlichen, an nordische Kirchenbauten erinnernden Holzstil errichtete Frühmeßkapelle, das sog. „Chäpeli“, mitten im Dorf. 1228 nennt das Kartular von Lausanne das Kirchlein von Wahlern. Es barg einen Altar der Muttergottes. Die Deutschherren zu Köniz setzten den Priester ein. Caspar Thaler war der erste Geistliche, der auf dem Kirchhubel das Evangelium im Sinne der neuen Lehre auslegte.

Im 18. Jahrhundert breitete sich die Brügglersette im Amte aus. Ihre Gründer, die Brüder Christian und Hieronymus Kohler von Brügglen bei Rüeggisberg, machten durch Krankenheilungen und eine ekstatische Schwärmerei von sich reden und rissen große Teile des ungebildeten Volkes mit sich fort. Nach ihnen gewann Anton Unternährer die Tagelöhner und Kleinbauern für seine halb religiöse, halb sozial-revolutionäre Propaganda.

Das Wirtschaftsleben

Es gibt wenig Millionäre, da oben im Schwarzenburgerland. Dafür sorgt die karge Natur, dafür sorgten die Fehden der Zähringer und Burgunder, der Span zwischen Bern und Freiburg, das Ausbeutesystem der ehemaligen Landvögte.

Es gibt noch andere Gründe. Da ist einmal das Verbot der Reisläuferei. Der Hirschi und Hinni, der Roggli und Ruchti, die früher dem bernischen Banner in die Mailänder Kriege folgten, blieben jetzt auf dem Hof, bastelten und „brüggeten“ und waren überall um einen Esser zuviel. Nicht genug,

kam jetzt aus dem Unterland auch noch allerhand Gefindel, vagabundierende Bettler, denen man in der Nähe der Stadt stärker auf die Finger sah als hier oben in den entlegenen Krähen. Man siedelte die Obdachlosen auf der Landesallmende an, gab aber keinem mehr als eine Zucharte unge-reutetes Land, auf der er sein Heimwesen einrichten konnte. Was wunder, wenn alle die Klein-kolonisten in Stößen, Heubach, Längenboden auf ihrem schmalen Land-plätzchen weder leben noch sterben konnten, von neuem herumzogen, bettelten und hauierten? Einige ließen sich als Korber bald hier, bald dort im Weiden-gehölze nieder, andere boten ihre geschnittenen Rechen und Gabeln feil, sie versorgten die Bauers-frau mit Waschlammern, den Hofbesitzer mit frischen Mäusefallen. Der Ganzarme verdingte sich auf dem Acker des Halb-armen, oder er wanderte dem Flachland zu, um in einer der Ziegelhütten als Handlanger einen Unterschlupf zu finden.

Fehl- und Hungerjahre verschärften die Not-lage. Da griff die Regierung ein. Sie schuf ein neues Armengesetz und verbesserte die Verwaltung. Sie verlieh dem einzelnen eine vermehrte Schulung und förderte auf diese Art die Auswan-derung. Die Einrichtung von Talkäsereien rief nach neuen Arbeitskräften, und die verbesserten Verkehrsverhältnisse ermöglichten einen regeren Austausch der Bevölkerung.

In der Herrschaft Schwarzenburg spielte die Landwirtschaft die weitaus wichtigste Rolle. Oben



Charakteristisch für die Landschaft des Schwarzenburgerlandes sind die tief eingeschnittenen Fluß- und Bachgräben.
Das Bild zeigt eine romantische Brücke im Schwarzwassertal.

Photo Hans Reusen, Bern

in den Flühbergen sömmert das Vieh und liefert die Milch für den feinen Bergkäse, und unten im welligen Hügelland werkt der Bauer. Er düngt den magern Boden und legt sumpfige Stellen trocken, pflügt und säet, erntet und drescht und sorgt für Samenwechsel und geregelte Fruchtfolge. Er weiß auch den Wald zu nutzen, dem Bach und Fluß den Reichtum abzugewinnen.

Wenig erfahren wir über das gewerbliche Leben. 1591 wurden die acht Mühlen des Amtes mit einem jährlichen Bodenzins belastet. Da und dort taucht ein Sägewerk in den Ästen auf, eine „Rybi“ oder „Schluffi“, eine „Stampfi“ oder „Walfi“.

1724 gab es in der Landschaft keinen Nagelschmied, und noch sechzig Jahre später mußten sich die Einheimischen mit neun Hufschmieden begnügen, von denen fünf in Schwarzenburg selbst, zwei in Guggisberg und einer bei der Schwarzwasserbrücke die dürftige Werkstatt aufgeschlagen hatten.

Wer eine Wirtschaft übernehmen wollte, bedurfte der Zustimmung des Landvogts, des Predikanten und der Gerichtsgeschworenen. Er mußte für die Schloßherrschaft eine Anzahl Fuhrdienste

weiß, was das alles nach sich zieht! Die Bauern verlassen plötzlich die harte Scholle, setzen sich an die Maschine, verdienen Geld und vertun es. Nein, es bleibe jeder bei seinem Leisten. Wer mehr verdienen will, nehme eine Heimarbeit an. Er setze sich ans Spinnrad oder beschäftige sich mit dem Seidenweben und der Strohflechterei.

So erhielt sich im Amt das Kleingewerbe und mit ihm ein gesunder Sinn für all das, was dem Gedeihen der Landschaft tunlich und beförmlich ist.



Das Pfarrhaus von Guggisberg um 1829

S. Weibel

übernehmen und konnte jederzeit abgesetzt werden, wenn er zu Klagen Anlaß gab. 1611 beschwerten sich die Schneidermeister der Herrschaft Grasburg bei der bernischen Obrigkeit, daß sich „vill stümper und handtwercksverderber“ in Schwarzenburg „inlassindt“. Der Rat nahm sich des bedrohten Gewerbes an und erließ eine Schneiderordnung. Auf ähnliche Weise schützte er die landschaftlichen Schuhmachermeister. Er erließ einschränkende Vorschriften gegen die herumziehenden Krämer und gegen die wandernden Kupferschmiede und Kehler, die aus den savonischen Bergen die Gaue der Saane und Aare aufsuchten.

1797 wollte ein Basler Fabrikant in Schwarzenburg eine Seidenfabrik errichten. Bern und Freiburg legten ihr Veto ein. Das gab es nicht! Wer

Ausflug

Es gibt im Schwarzenburgerland auch Schwarzenburger. Allgemeine und besondere. Und dieser besonders sei hier noch mit ein paar Worten gedacht. Kennt ihr den Mühlebeyeler, den alten Christian? Er hatte beide Beine zerschlagen und entsagte seinem ursprünglichen Beruf. Er sah aus wie ein „Laschi“, aber er war ein großer Schreiner vor dem Herrn, ein tüchtiger Organist, ein Glaschleifer, Rechtsgelehrter, Mathematiker, ein Astro- nom und Gastronom. Tausend Stücklein wurden von ihm erzählt, wenn er etwa irgendwo „Zamärit“ ging, einen Städter zum besten hielt, einem alten Handwerker ein Geheimnis ablauschte. Er sagte die Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, und wenn er ans Rechnen ging, bedeckte er Tisch

und Boden und Ofenbank mit den seltsamsten Hieroglyphen.

Auch der Christian Zbinden vom Guggershorn war so ein Studierter. Er kannte sich in der Naturkunde aus, spielte die Orgel und mühte sich ab, das Perpetuum mobile zu finden. Er flüchtete Uhren und fabrizierte Gedichte, gab Privatunterricht und beschäftigte sich mit dem Röhrenbohren und dem Einlegen von Wasserleitungen. Johannes Weber verfaßte eine Guggisberger Chronik, und der „Fluhzer“ Christian Zahnd spielte den „Langnau-Micheli“, operierte und kurierte Mensch und Vieh, wußte Sprüche gegen Behexung und kannte sich im Mineral- und Pflanzenreich aus wie kaum ein zweiter. Sagenhaft waren die Muskelkraft und Körpergröße des „Kaiserföhli“, und der sehnige Christen Rothén sprang über Zäune und Höhlen und über das Tenn, als ob das alles die selbstverständlichsten Dinge wären.

Wie gesagt: es gibt besondere Schwarzenburger. Es gibt sie jetzt wie ehemals. Sieh dir sie an, reiß mal hinauf. Laß den Wagen zu Hause und mach es dir bequem in der Bahn. Sie führt dich mühelos zum Hauptort der Landschaft mit seinen Kieghäusern und alten Gassen, seinen Krautgärten und Landgasthöfen, in denen an den großen Viehmärkten sich ein frohes Völkchen tummelt...

ne.

Buccinis Denkmal

Giacomo Puccini, der erfolgreichste unter den neitalienischen Opernkomponisten, erlitt 1903 einen Autounfall, wobei er sich das rechte Bein verrenkte, so daß er wochenlang das Bett hüten mußte. Seinen gesunden Humor hatte er aber trotz der großen Schmerzen nicht eingebüßt, denn als ihn seine Freunde am Krankenlager besuchten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, sagte der Maestro, daß es ihm ausgezeichnet ginge. Er zeigte den Besuchern das Bein im Gipsverband und bemerkte mit einer pathetischen Geste: „Man modelliert, wie Ihr sehen könnt, soeben mein Denkmal. Das rechte Bein ist bereits fertig.“

Amerikanische Schwänke

In Arizona liegt eine Stadt, was man da schon eine Stadt nennt... Hinten in den Bergen liegen die Minen und die Baracken der Grubenleute. Und

wo die Eisenbahn manchmal hält, ist auch nur ein Schuppen, aber er ist das Warenhaus der Stadt und ihr einziges Restaurant. Man ist großzügig in Arizona.

Mal kam sogar ein Fremder in dies Restaurant. Der Kellner servierte und wollte gern ein bißchen plaudern...

Er brachte den Kaffee: „Es sieht nach Regen aus!“

Der Fremde schnupperte über der dampfenden Tasse: „Ja, aber ein bißchen riecht es doch nach Kaffee.“

*

Die Predigt des Pfarrers Chase hatte schon anderthalb Stunden gedauert, am Sonntagmorgen. Thema: „Die Propheten des Alten Testaments.“ Fünfviertelstunden lang waren die großen Propheten drangewesen, und nun folgten die kleinen der Reihe nach.

„Und nun Habakuk“, rief begeistert der Pastor. „Habakuk! Wo können wir ihn unterbringen?“

In der hintersten Reihe erhob sich ein Mann: „Er kann sich hierher setzen, Herr Pastor, ich gehe jetzt nach Hause!“

*

Der alte Daniel White war ein guter Christ und ehrte den Pfennig, um des Talers wert zu sein.

Als seine Frau gestorben war, kaufte er zwei Grabplätze, nicht neben-, sondern hintereinander; so brauchte er für zwei Gräber nur einen Grabstein, vorn und hinten bemeißelt.

Als er selbst zum Sterben kam, erhob er sich noch einmal vom Totenbett, kletterte in den Wagen und fuhr zum Friseur. Er kroch mehr als er ging in den Laden und fragte: „Rasieren kostet fünfzehn Cents?“

„Jawohl.“

„Und einen Toten rasieren, was kostet das?“

„Einen Dollar.“

„Dann rasieren Sie mich bitte schnell.“

Der Friseur machte sich ans Werk, und als er den letzten Messerstrich getan, stand White auf aus dem Sessel, drückte ihm fünfzehn Cents in die Hand und sprach: „Nun habe ich fünfundachtzig Cents gespart.“

Ziel um und war tot. (Wer's glaubt, zahlt e Baße!)